

Birgit Schopf, Linz

Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett

Jedes Leben braucht Versöhnung. Schuldig werden wir alle, bruchstückhaft bleibt jede Lebensgeschichte. Zeuge zu werden von einem ansatzhaften „Ganzwerden“, „Heilwerden“, von tiefen Momenten der Begegnung, ist ein großes Geschenk.

Der Weg zur Versöhnung zeigt sich im gemeinsamen Gehen

Egal ob Versöhnung zwischen Menschen geschieht, ob jemand Versöhnung mit sich selbst erfahren darf oder eine Situation annehmen kann, oder ob ein Mensch sich mit seinem Gott versöhnt – immer ist es ein Schritt des Vertrauens, des Seinlassens, des Loslassens, des Friedenfindens.

DIPL. PASS.IN BIRGIT SCHOPF
ist hauptamtliche Seelsorgerin im Krankenhaus
der Elisabethinen in Linz.

Wie können Menschen dabei begleitet werden? Es gibt keine allgemeingültige Antwort darauf. Wir sind einander Weggefährten – wie sich der Weg zeigt, erfahren wir erst im gemeinsamen Gehen. Stellen sich eine Krankheit oder gar der Tod in den Weg, kommt diese Hürde meist unpassend, nicht gewollt, zu früh. Ob und wie ein Mensch diesen Wegabschnitt gestaltet und lebt, hängt oft davon ab, wie er seinen bisherigen Weg gegangen ist. Ein Mensch, der um seine Grundhaltung weiß, der seine innersten Quellen und Reichtümer kennt und in Dankbarkeit anerkennt, wird leichter in schweren Lebenssituationen darauf zurückgreifen können. Oftmals kann das Begleiten dieser Menschen heißen, sich auf die Suche nach ihren persönlichen Quellen zu machen, sie wiederzufinden oder vielleicht erst neu zu erschließen.

Manchmal ist die Zeit zu kurz dafür oder der Weg zu unbekannt, um noch von einem klagenden „Warum“ zu einem möglichen „Wozu“ des Krankseins oder Sterbens zu finden. Auch dann ist Versöhnung gefragt, ein Annehmen dessen, was eben nicht mehr möglich war, und der Glaube daran, dass es einen Gott gibt, der die Bruchstücke unseres Lebens liebevoll in die Hand nimmt und vorsichtig, wertschätzend, Stück für Stück zusammenfügt.

Gläubige Menschen, die versuchen, jeden Tag ihr Leben in Gottes Hände zu legen, die offen sind für das, was der neue Tag bringt, das Beste daraus machen und den Rest Gott überlassen, wachsen hinein in eine heitere Gelöstheit gegenüber den Dingen des Lebens. Diese Gelöstheit und Versöhnung im Angesicht von Krankheit und Tod zu erfahren ist Gnade. Sie ist das Verstehen des Herzens, dass für den Menschen nicht alles verloren ist, wenn er seine Gesundheit nicht wiedererlangt oder das Sterben unwiderruflich ist. Der Mensch kann eine tiefe Umwandlung erfahren, die nicht Enttäuschung, sondern das grenzenlose Wachstum seiner Hoffnung bedeutet. Hoffen auf das ewige Leben ist die Hoffnung auf ein Geschenk, das der Mensch nur mit leeren Händen empfangen kann. Oder wie Karl Rahner es ausdrückt: „Wenn einen leibliche Schmerzen und seelische Verwirrung und Depression in einen Zustand hinab-

stürzen, in dem man einfach nicht mehr kann, wie man – angeblich – sollte, dann hat einem der ewige Gott in seiner Liebe schon sanft alle Verantwortung für sein Leben abgenommen.“¹

Basis für versöhntes Leben: Haltung der Dankbarkeit

Mich selber hat eine Erfahrung aus Jugendtagen geprägt. Ein Mädchen, eine junge Frau aus unserer Jugendgruppe ist mir zum Vorbild geworden. Mit fünfzehn Jahren erfuhr sie die Diagnose Knochenkrebs, ein Bein musste amputiert werden, lange Krankenhausaufenthalte begannen. Wann immer es ging, lebte sie ihre Jugendzeit, fröhlich, lebensfroh, voller Pläne und Hoffnung, immer wieder im Einsatz für andere. Sie starb mit zwanzig Jahren in der Stube des elterlichen Bauernhofes, eingebettet in die Familie, besucht von vielen Freunden. Einige Wochen vor ihrem Sterben feierten wir in dieser Bauernstube miteinander Gottesdienst, sangen und beteten gemeinsam, sie empfing die Krankensalbung. Eine Lebenshaltung hat sie uns durch ihr Vorleben mit auf den Weg gegeben: „Ich lebe so gerne, ich tue alles, damit ich leben kann, und wenn es nicht so ist, ist es auch recht. Das Leben ist so schön, wie schön muss erst der Himmel sein!“ Ihre Worte bewegen mich heute noch – das Leben zu lieben und gleichzeitig bereit sein zu sterben. Jahre später habe ich diese versöhnte Lebenshaltung bei Viktor Frankl entdeckt und bestätigt gefunden. Wir können uns immer, zu jeder Lebenssituation einstellen. Das Leben selber ist es, das uns Fragen stellt; wir sind gefordert, bestmöglich darauf zu antworten. Wir können in Freiheit entscheiden, ob wir verzweifelt und ohnmächtig rebellieren, passiv liegen bleiben, wenn das Leben uns umwirft, oder ob wir unsere Situation, Krankheit oder unser Sterben – so gut es geht – gestalten. Es kommt immer darauf an, wohin wir unseren Blick lenken. „Für gewöhnlich sieht der Mensch nur das Stoppfeld der Vergänglichkeit; was er übersieht, sind die vollen Scheunen der Vergangenheit. Im Vergangensein ist nämlich nichts unwiederbringlich verloren, vielmehr alles unverlierbar geborgen.“² Dankbarkeit für unsere vollen Lebensscheunen ist für mich eine der Grundhaltungen, wie versöhntes Leben gelingen kann, wie jeder einzelne Tag friedvoll abgeschlossen werden kann, wie man zu einem versöhnten Herzen finden kann. Dabei geht es nicht darum, diese Dankbarkeit zu jeder Zeit als Gefühl zu spüren, das wäre eine Utopie und Überforderung. Es geht darum, den Blick Richtung Dankbarkeit zu üben, indem ich mir zum Beispiel jeden Abend drei Dinge überlege, für die ich heute Danke sagen kann. Allmählich wird sich dieses Denken festigen und wir gehen immer selbstverständlicher dieser Spur nach, sie wird zu einer gangbaren und hilfreichen Lebenshaltung!

Im Folgenden möchte ich an praktischen Beispielen vor Augen führen, was Menschen helfen kann, zu innerer Versöhntheit zu finden. Es sind dies gesammelte Erfahrungen von Pflegenden, Ärzten/Ärztinnen und Seelorgern/Seelsorgerinnen aus verschiedenen Krankenhäusern, vor allem von Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen und Patienten/Patientinnen des Krankenhauses der Elisabethinen in Linz. Für jedes einzelne Gespräch, jede geteilte Erfahrung möchte ich Danke sagen! Jede einzelne Begegnung war sehr bereichernd, ich bin immer als Beschenkte weggegangen und ich glaube, dass es meinem Gegenüber oft ähnlich erging. Wir haben das Reden über unsere Erfahrungen als persönliche Stärkung erlebt, als Energietankstelle und Ansporn auf diesem Weg weiterzugehen – die biblische Erzähl- und Glaubensgemeinschaft ist aktuell und lebendig geworden!

¹ RAHNER: Grundverständnis des Alterns, 321.

² FRANKL: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn.

Im Gespräch mit Sr. N. auf der Palliativstation: Auf meine Frage, wo sie Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett erlebt hat, antwortet sie: „Mir gefällt der Begriff nicht, ich glaube, Versöhnung im ganzen Umfang gibt es nicht, es bleibt immer eine Annäherung. Jesus selber hat gesagt: Vater, vergib ihnen! Jesus selber hat die letzte Versöhnung Gott überlassen.“ Sr. N. erzählt, dass sie vieles am Gesichtsausdruck ablese. Manchmal löst sich etwas durch ein gesprochenes Gebet, durch einen wertvollen Spruch. Sogar im Vorlesen eines Märchens wie zum Beispiel „Sterntaler“, wo es um die Verbindung von Himmel und Erde geht, ist Wandlung möglich. Am schwierigsten ist es, die gleiche Ebene zu finden mit Kranken und Sterbenden – auch für die Angehörigen. Kranke Menschen haben einen Prozess hinter sich, den wir, den oft auch die Angehörigen nicht mitvollzogen, das macht wirkliche Begegnungen so schwierig. Das Beste ist, so wahrhaftig wie möglich zu sein. Sterbende nehmen deutlich wahr, ob es jemand ehrlich meint.

Unterstützung zur Versöhnung: Offen und ganz präsent sein

Nicht selten machen Pflegende und Begleitende die Erfahrung, dass Angehörige den Schmerz durch Geschäftigkeit kompensieren: da wird organisiert, telefoniert und geplant. Entschleunigung ist angesagt, von Sr. N. oft durch den Hinweis ausgedrückt: „Nutzen Sie die Zeit jetzt, die kommt nie wieder!“ Manche Familien müssen auch dahingehend angesprochen werden, dem Patienten Ruhe zu gönnen, eine Weile zu gehen oder sich gegenseitig die Chance zu geben, auch Zeit alleine mit dem Sterbenden zu verbringen – Versöhnung braucht Privatsphäre. Viele unserer Erfahrungen zeigen, dass Menschen erst dann den Weg in die Ewigkeit gehen können, wenn sie alleine sind, nicht mehr festgehalten werden. Für Angehörige, die sich den Vorwurf machen, zu spät gekommen zu sein, kann dieses Wissen Erleichterung schaffen.

Dass Familien und Angehörige für Erklärungen jeglicher Art sehr dankbar sind, zeigt folgende Erzählung von Sr. M., ebenfalls auf der Palliativstation: Im Nachtdienst brach ein Patient auf dem WC im Badezimmer zusammen. Die Ehefrau ist als Begleitperson anwesend. Sr. M. kommt zu Hilfe und erkennt durch ihre Erfahrung, dass der Patient jetzt sterben wird. Sie entscheidet, die Situation so zu nehmen, wie sie sich im Augenblick zeigt, und sagt der Ehefrau, was sie wahrnimmt: dass ihr Mann jetzt sterben wird und dass sie es für besser hält, ihm die Tortur des Ins-Bett-Tragens zu ersparen. Sr. M. legt dem Sterbenden einen Polster unter den Kopf, deckt das durch den Sturz verursachte Blut ab, macht die äußeren Umstände der Situation so gut wie möglich. Die Ehefrau hat Zeit, mit ihrem Mann allein zu sein; dazwischen wird gemeinsam gebetet und gesungen. Erst nach seinem Ableben wird der Mann in aller Ruhe ins Bett gebracht. „Danke, dass Sie mir gesagt haben, dass das jetzt das Sterben ist!“, bedankt sich die Ehefrau. Entschleunigung und Zeit geben, Improvisation und Kreativität haben eine friedvolle, versöhnte Sterbesituation auch an einem „unpassenden Ort“ möglich gemacht.

Etwas ganz Anderes war hilfreich in einer Situation, von der Dr. R. erzählt. Es war an einem Karsamstag, Dr. R. wollte nur kurz nach seinen Patienten und Patientinnen schauen, als er von einem Patienten gefragt wird: „Und Sie, Herr Doktor, wie halten Sie’s mit dem Osterglauben?“ Dr. R. spürt die Spannung, eigentlich gehen zu wollen und doch jetzt herausgefordert zu sein. Er nimmt die Herausforderung an, holt sich einen Stuhl und setzt sich. Dr. R. weiß, dass der Patient geplagt ist vom Alleinsein, von Dunkelheit und Schuld, die nicht mehr beredet werden kann. Daher erzählt er vom eigenen Umgang mit schweren Situationen, von persönli-

chen Karfreitags- und Karsamstagserfahrungen und von seinem Glauben, der weiterhilft und durchträgt. Der Arzt gibt Zeugnis dafür, dass ein strafender Gott keine Karfreitagserfahrung ist, dass der vergebende Gott auch für ihn, den geplagten und kranken Menschen da ist. Am nächsten Tag fragt dieser Patient, der geplagt war vom Alleinsein, von Dunkelheit und Schuld, die nicht mehr beredet werden kann, den Arzt: „Wieso haben Sie sich gestern einen Stuhl genommen und zu mir gesetzt? Sie wissen gar nicht, wie viel Sie damit bewirkt haben!“ Kurze Zeit später stirbt der Mann. Kein Ritual, kein Sakrament hat es in dieser Situation gebraucht, um Vergebung zu finden, sehr wohl aber die Erfüllung des biblischen Auftrages: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt!“ (1 Petr 3,15). Auch eine zweite Begebenheit, die mir Dr. R. erzählt, zeigt, worauf es letztlich ankommt: Dr. R. kommt aus dem Urlaub zurück und geht in das Zimmer eines sehr schwierigen Patienten. Dieser lehnt alles ab, verhält sich abweisend und trotzig und will nur sterben, auch Konflikte in der Familie belasten die Gesamtsituation. Als der Arzt ans Bett des Patienten tritt, sieht dieser ihn an, klar, tief, fest – einige Zeit. Der Arzt erwidert den Blick, ebenfalls klar und fest, und hält das Schweigen aus. Dann sagt der Patient: „Herr Doktor, Sie sind wieder da!“ Nach dieser Begegnung ist der Patient verändert, die Krankenschwestern berichten, er isst einen Löffel Pudding und lässt die Pflege zu; es wirkt, als würde er noch einmal das Leben verkosten. Kein Ritual, kein Tun, nicht einmal ein Wort, aber achtsames Dasein haben etwas bewirkt. „Ich hatte das Gefühl, ich bin als Mensch gefragt, nicht in meiner Profession“, berichtet Dr. R.

Es bleibt offen, was der Patient in seinem Gegenüber gesehen hat, was dieser Arzt in ihm ausgelöst. Die Kunst, die Gnade ist es, da zu sein im Augenblick, Begegnung zu erwidern. Die Wirkung ist unfassbar, für den Verstand bleibt vieles offen und doch spürt das Herz: Es ist gut! Und: Es genügt! Auch ich selber habe die Erfahrung gemacht, dass es ganz oft diese besonderen, geschenkten Momente sind, in denen der Friede und die Versöhnung einfach da sind. Meine Aufgabe als Begleitende ist es, offen dafür zu sein, ganz im Augenblick da zu sein. Kranke und Sterbende zu besuchen ist kein Spaziergang, sondern präsentes Dasein, Zuhören, sich anfragen lassen, Hilfen und Möglichkeiten vorschlagen, die Situation im Krankenzimmer wahrnehmen, aufgreifen und gestalten. Beim Sterben einer alten Frau auf der Intensivstation ist es gelungen:

Ich lernte die Familie als Menschen kennen, die gerne miteinander singen. Mit den Enkelkindern sangen wir am Sterbebett der Oma Weihnachtslieder. Meiner Kollegin Sr. R. erzählte ich für ihren Dienst am nächsten Tag davon und ersuchte sie, nach der Familie zu schauen. Es ist ein „zufälliges“ Kommen im rechten Augenblick an diesem Tag. Die Frau ist soeben verstorben, Sohn und Schwiegertochter sind anwesend. Sr. R. fragt die beiden, ob es für sie passend sei, das „Ave Maria“ von der mitgebrachten CD zu hören. Sie stimmen zu. Plötzlich beginnt der Sohn mit kräftiger Stimme mitzusingen, seine Frau stimmt im Duett mit ein.

Als Sr. R. den Anstoß für das Musikstück gab, wusste sie nichts von der Gesangsausbildung der beiden und doch hätte es nicht passender sein können – manchmal, oder vielleicht ganz oft führt der Heilige Geist selber Regie! Dieses Beispiel und das Folgende zeigen, dass wir als Begleitende, egal ob Seelsorger/Seelsorgerinnen, Ärzte und Ärztinnen oder Pflegende, Impulsgeber sein können und mutig Fragen stellen dürfen:

Sr. R. erzählt mir von einer Patientin, deren Partnerschaft sehr schwierig war. Als sie krank wurde, hatte sich der Ehemann ganz verabschiedet. Die Patientin ist über circa ein Jahr immer wieder im Krankenhaus. Sie setzt sich regelmäßig über die hygienischen Vorschriften

hinweg, um sich morgens auf die Terrasse zum Rauchen zu begeben und den Blick auf den Pöstlingberg zu genießen. Sr. R. vertraut sie an: „Mehr als zum Rauchen brauche ich diese Zeit zum Beten!“ In ihren letzten Tagen sind die Töchter verstärkt anwesend und Sr. R. fragt sie, ob ihr Vater überhaupt wisse, dass seine Frau im Sterben liegt. Eine Tochter greift die Frage auf und informiert den Vater. Einen Tag vor ihrem Sterben ist der Mann den ganzen Tag bei seiner Frau. Am Ende ist spürbar, dass die beiden sich mit sich und miteinander versöhnt haben. Der Blick von außen, ein Impuls zur rechten Zeit kann Familiensysteme ändern. Es gilt, zunächst gut wahrzunehmen, zu spüren, ob der Rahmen passt, und dann den Mut zu haben, Erspürtes in Worte zu fassen, Vorschläge auszusprechen und gleichzeitig offen zu bleiben für jede Reaktion. Ob die betroffenen Menschen den vorgeschlagenen Weg mitgehen, bleibt ihre freie Entscheidung.

Einladung zur Versöhnung: Rituelles Handeln

Neben der Bereitschaft sich auf echte Begegnungen mit den Menschen einzulassen, ist es immer wieder auch unser Tun, das Feiern von Ritualen oder Sakramenten, die betroffene, manchmal erstarrte Menschen in Bewegung bringen: Sr. R. erhält mittags einen Ruf zu einer Verabschiedung. Ein achtzigjähriger Mann ist verstorben, seine Tochter und der Sohn sind da. Vor der Verabschiedungsfeier spricht Sr. R. mit den beiden und nimmt beim Sohn ganz viel Schwere und Traurigkeit wahr. Die Tochter erzählt, dass ihr Bruder in einer Psychose seinen Vater zusammengeschlagen hat und nun sehr darunter leidet. In der gemeinsamen Feier segnet Sr. R. die Hände, Füße, den Kopf und das Herz des Verstorbenen. Beim Segnen des Herzens spricht sie die Vergangenheit an und fragt die Kinder, ob es etwas gibt, was sie noch sagen möchten, wo es Vergebung braucht. Der Sohn beginnt zu weinen und sagt zu seinem verstorbenen Vater: „Papa, verzeihst mir das?!“ Sr. R. lädt die Kinder ein, mit ihr gemeinsam den Vater zu segnen, immer wieder berühren die beiden seine Hände, seine Füße, seine Stirn, sein Herz! Ich selber habe mit dieser Lebenssegnung schon sehr viele gute Erfahrungen gemacht. Eine Situation ist mir in besonderer Erinnerung: Auf der Intensivstation liegt ein Patient, der einen Bergunfall hatte. Beim Segnen seiner Füße spreche ich die Worte: „Gesegnet seien alle deine Wege, die leichten, die schweren, die Umwege, ..., dein ganzer Lebensweg.“ Da fällt mir die Ehefrau ins Wort: „Ja, und auch der Weg, auf dem der Unfall passiert ist!“ Welch gewaltiges Glaubenszeugnis dieser Frau, welch versöhnter Blick auf das Leben! Rituale wie diese helfen Menschen in ihrem Prozess des Abschiednehmens.

Ich erinnere mich an eine Familie, die mich gebeten hatte, mit ihnen eine Segensfeier für ihre Angehörige zu feiern. Vom Pflegepersonal wusste ich, dass eigentlich keine Hoffnung auf Genesung bestand. Trotzdem spreche ich beim Beten das Sterben nur sehr vorsichtig an, weil ich merke, dass die Familie noch nicht bereit dazu ist. Ich versuche zu beten, dass Gott es recht machen wird, wie immer der Weg jetzt weitergeht. Am Tag darauf bittet mich die Familie noch einmal zu kommen. Noch einmal wollen sie eine Segensfeier. Und diesmal wird im Gespräch davor deutlich, dass sie nun ihre Mutter gehen lassen können. Wir sprechen im Gebet dieses Loslassen, den Wunsch, dass sie gehen kann, aus und die Angehörigen sagen ihr, dass sie auch gehen darf! Die Familie hat sich so mit dem Sterben ihrer Mutter versöhnt. Dazu hat es nicht *ein* Ritual gebraucht, sondern mehrere – das ist Auftrag für uns als Begleitende, nicht zu meinen, eine liturgische Handlung müsse genügen! Begleitung kann punktuell sein, muss es aber nicht. Manchmal ist eine Prozessbegleitung gefragt. Wir erleben auch bei

unseren monatlichen Gedenkgottesdiensten, dass nicht nur die aktuell betroffenen Angehörigen anwesend sind; oft kommen trauernde Menschen immer wieder und sagen uns dankbar, wie gut ihnen diese Art von Trauerbewältigung tut. Wie lange eine liturgische Handlung, ein Gebet, ein Ritual, ein Sakrament dauert, ist höchst unterschiedlich. Ob eine Feier mit dichter Atmosphäre entsteht oder das Beten immer wieder unterbrochen wird, ist ebenfalls situationsabhängig. Beides ist gut und richtig. Zwei Beispiele dazu:

Raum schaffen, Raum geben

Ich werde gerufen, eine vierzigjährige Frau ist bei der Ankunft im Krankenhaus völlig überraschend verstorben. Der Ehemann ist bereits informiert und kommt auf die Station. Ich gehe auf ihn zu und stelle mich vor, er nimmt mich jedoch kaum wahr, geht an mir vorbei, will nur zu seiner Frau. Ich rede mit dem Pflegepersonal und warte, was passiert. Wir lassen dem Ehemann Zeit, alleine bei seiner Frau zu sein, langsam zu begreifen. Als er das Zimmer verlässt erklärt er, noch immer im Schock, nun müsse er heim zu seinem Sohn, ihn von der Schule abholen. Ich frage ihn, ob er seine Frau zum Abschied noch segnen möchte, er bejaht und ich begleite ihn ins Zimmer zurück. Viele Worte sind in dieser Situation unmöglich und fehl am Platz, Sprachlosigkeit drückt das Unfassbare aus. Wir beten ein Vaterunser und zeichnen der Verstorbenen mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirn. Am Ende blickt mir der Mann in die Augen und sagt: „Danke!“ Ein kurzer Moment, der mir gezeigt hat, nun ist mein Dasein angekommen, eine helfende Begegnung, ein Augenblick der Ruhe mitten im Chaos war da!

Auf derselben Station werde ich zu einem verstorbenen, etwa sechzig Jahre alten Mann gerufen. Er ist im Verabschiedungszimmer aufgebahrt, einem kleinen Raum ohne Fenster. Mehrere Angehörige sind anwesend. Die Ehefrau ist völlig außer sich und drückt ihren Schmerz und ihre Fassungslosigkeit durch heftiges Beschimpfen des Verstorbenen aus: „Du Schuft, warum lässt du mich allein?!“ Immer wieder sagt sie diese Worte, klagt, schreit und weint. Sie ist in intensivem Kontakt mit ihrem Ehemann. Dazwischen versichere ich ihr mein Verständnis für ihre Gefühle, rede mit ihr über ihr Leben mit ihrem Mann, versuche zu beten, erkläre, dass sie auch mit Gott schimpfen darf. Bis ich das Gefühl habe, die dichte Atmosphäre in diesem Raum ist kaum mehr zu ertragen. Ich bitte die Angehörigen hinaus, wir gehen auf die daneben liegende Dachterrasse und atmen gemeinsam durch. Eine schön gestaltete, liturgisch gefeierte Verabschiedung wäre in beiden Beispielen unmöglich und nicht an der Zeit gewesen. Im ersten Fall hat es das Warten auf den richtigen Augenblick gebraucht, im zweiten Fall das Heraustreten aus der Situation, um ein Stück Frieden und Durchatmen zu ermöglichen. Manchmal möchten Menschen dabei auch alleine sein:

Auf der Palliativstation werde ich zu zwei Schwestern gerufen, deren Mutter verstorben ist. Eine der beiden wirkt sehr angespannt, sie zittert, ihre Augen sind starr und drücken große Angst aus. Die Krankenschwester hat im Zimmer der Verstorbenen bereits eine Wasserschale und Kerzen bereit gestellt. Auf mein Angebot, gemeinsam zu beten oder ein Ritual zu feiern, gehen sie nicht ein. Wir verweilen kurze Zeit in Stille, bis mich die ältere Schwester bittet, sie alleine zu lassen. Ich gebe noch den Hinweis, dass ich da bin, wenn sie etwas brauchen, und ziehe mich zurück. Am Gang treffe ich den Schwiegersohn der Verstorbenen, er erzählt mir, dass viel Unversöhntes zwischen der Mutter und den Töchtern stehe. Die jüngere Schwester kommt später aus dem Zimmer, noch immer wie erstarrt blickt sie aus dem Fenster. Ich versuche mit ihr zu reden. Es gelingt für kurze Zeit, dazwischen geht ihr Blick in die Ferne. Sie

erzählt mir, sie habe gespürt, dass ihre Mutter stirbt, und habe ihr Licht und Liebe geschickt. Sie habe damit etwas sehr Wertvolles getan, das auch sicher bei der Mutter angekommen sei, versuche ich sie zu stärken. Die Schwestern bleiben noch einige Zeit. Als ich wiederkomme, sind sie bereits gegangen, die Kerzen in der Wasserschale brennen. Sie haben ihr eigenes Ritual gefunden. Und ich habe gelernt, dass es genügen kann, den Menschen ein paar einfache Dinge zur Verfügung zu stellen, um eine Situation für sich persönlich zu gestalten!

Manchmal werden wir Zeugen von Lebensgeschichten, die so dramatisch sind, dass wir nur staunend wertschätzen können, wie diese Menschen sich mit ihrem Schicksal versöhnen. Ein sehr berührendes Beispiel ist das Sterben einer Frau, die ihre Kinder zwischen neun und zwölf Jahren als Vollwaisen zurücklassen musste. Es verwundert nicht, dass ihr Sterben schwer und lang war. Letztendlich war es ihr verstorbener Mann selber, der ihr zu Hilfe kam – an seinem Todestag konnte sie gehen. Die Tage und Wochen davor waren von intensivem Leben in diesem Zimmer geprägt. Wir hatten mit den Töchtern gespielt, gelacht, geweint, gesungen, gebetet, auch Verrücktes getan und ihren Hund ins Krankenhaus geschmuggelt. Alles darf Platz haben. Kinder zeigen uns ihre intensive Trauer und gleichzeitig auch, wann es genug ist und sie Erholung im Spiel brauchen. Wie viel können wir von ihnen lernen! Nach dem Tod der Mutter feierten wir gemeinsam Abschied, die Kinder schmückten das Bett der Verstorbenen mit Rosenblättern, Filzschmetterlingen und Herzen, ein Abschiedsfoto wurde gemacht. Im Erleben dieser Familie, mit Hilfe der Bücher und Lieder, die sie dabei hatten, gepaart mit meinen Vorschlägen ergaben sich unsere Feiern wie von selbst und aus der Situation heraus. So unterschiedlich wie die Menschen, so unterschiedlich sind ihre Lebenssituationen, die es zu erspüren und mit Kreativität zu gestalten gilt.

Selbst wenn man zunächst auf Ablehnung stößt, kann genau das der Auslöser für ein heilendes Gespräch sein, das Versöhnung bringt. Es kommt schon vor, dass ich nach meiner Vorstellung höre: „Von der Kirche sind Sie? Da kommen sie mir gerade richtig, mit der Kirche habe ich nichts mehr am Hut!“ Wenn ich diesen Menschen dann frage: „Haben Sie schlechte Erfahrungen gemacht?“, öffne ich damit nicht selten die Tür eines Mülltransporters, der nun seinen ganzen Mist abkippen kann. Vielfach genügt es aktiv zuzuhören, manchmal möchte der Gesprächspartner meine persönliche Meinung, mein Zeugnis hören, warum ich in dieser Kirche bin und arbeite. Wie viel wir damit zu einem versöhnten Bild von Kirche beitragen, brauchen wir nicht zu unterschätzen. Auch Wiederaufnahmen in die Kirche sind im Krankenhaus keine Einzelfälle. Die Anonymität dieses Ortes, mit diesem Anliegen nicht zum Ortspfarrer gehen zu müssen, erleichtert vielen diesen Schritt. Und dass existentielle Fragen gerade im Krankenhaus den Menschen durch den Kopf gehen, liegt auf der Hand. Unsere Priester erzählen immer wieder, dass die Beichten, die sie hören, oft echte Lebensbeichten sind. Das gilt es auch von Seiten der Krankenhausträger zu berücksichtigen. So haben wir in unserem Krankenhaus einen eigenen Raum für Aussprachen, Beichten, Gespräche, Krankensalbungen etc., der auch mit einem Bett zugänglich ist.

Meine spirituelle Grundhaltung für die Wegbegleitung

Krankenhäuser, Altenheime und andere ähnliche Orte, wo es situationsbedingt um Fragen des Lebens und der Endlichkeit des Lebens geht, sind immer auch Orte der Versöhnung. In jeder Begleitung, bei jedem Ritual und Sakrament muss uns bewusst sein, wie hilfreich es für die Betroffenen sein kann, wenn ein außenstehender Mensch offene Konflikte und Schuld an-

spricht, die es in jedem Leben gibt – und gleichzeitig Jesus als Heiland, Gott als den, der sich zuwendet und verzeiht, zusagt. Ob Versöhnung dann explizit im Sakrament geschieht oder durch so manche kleine Geste angestoßen wird, ist nicht vorhersehbar. Letztlich ist es Gnade, was geschieht, was sich entwickelt, wo wir unterstützend dasein können. Wie viele erstarrte Krusten zum Beispiel durch die Melodie eines Liedes sich lösen oder durch das Beten des Vaterunsers, bei dem wir uns an den Händen halten, uns als Gemeinschaft erleben, ist manchmal sichtbar, oft nur erahnbar. Wie viel Segen von einem Sterbenden ausgeht, den wir bitten, seine Familie zu segnen, ist spürbar. Wo ein Mensch um unsere Hilfe bittet, wie auch immer, darf sie nie verweigert werden – das ist der Auftrag Jesu an uns. Deshalb ist niemals die erste Frage: „Bist du würdig?“, sondern immer: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Das braucht auf der einen Seite unser Zurücknehmen, um gut spüren zu können, auf der anderen Seite Mut, um Menschen auch zu erklären, was wir gemeinsam tun können.

„Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und kein zweites Hemd.“ (Lk 9,3) – so erlebe ich mich oft, wenn ich zu den Patientinnen und Patienten gehe. Ich bin da mit dem, was ich in meinem Leben erfahren habe und weitergeben kann. Ich selber bin das Handwerkszeug, habe das mit, was in mir ist. Den Boden für das Wachsen von versöhntem Leben ein bisschen mitzudüngen ist nur möglich, wenn ich selber gut auf die Quellen schaue, die mich nähren. Ich erlebe es als Glück, in einem Ordenskrankenhaus zu arbeiten. Das Wissen um das Gebet der Schwestern, ihre Anwesenheit im Krankenhausalltag, die dichte Atmosphäre unserer Kapelle, eines durchbeteten Raumes, bringen mich wie auch viele Patientinnen und Patienten ebenso wie Mitarbeiter/innen immer wieder in Verbindung mit unserer Sehnsucht. Die Atmosphäre des Hauses erinnert uns immer neu an heilsame Momente, schenkt ein gutes Bei-sich-Sein und hält unsere Suche wach, nach dem Weg, den wir jeden Tag neu gehen dürfen, zu einem versöhnten Leben.

Literatur

Frankl, Viktor E.: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. München 1979.

RAHNER, Karl: Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alterns, in: DERS.: Schriften zur Theologie. Bd. 15: Wissenschaft und christlicher Glaube. Zürich 1983.